

## Zusammenfassung: Noricum und Raetia I

VON ERICH ZÖLLNER

Die Tagung »Von der Spätantike zum Frühmittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht« behandelte eine Thematik im Rahmen des Kontinuitätsproblems mit Hauptaugenmerk auf Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte zunächst in zwei von vier regionalen Versuchsfeldern, nämlich in Noricum und in der Raetia I. Es galt dabei einige Gräben zu überbrücken. Da gibt es einmal die Epochengrenze zwischen Altertum und Mittelalter, die in der traditionellen Ausbildung der Historiker sehr fühlbar ist – man wendet sich entweder dem einen oder dem anderen Gebiet zu. Ähnlich steht es bisweilen bei den Archäologen, denn die Frühmittelalterarchäologie knüpft in der Regel mehr an urgeschichtliche Arbeitsweisen an als an jene der klassischen Archäologie. Es gibt ferner die Grenzen zwischen den beteiligten Disziplinen: der Geschichte, der Archäologie (und ihren naturwissenschaftlichen Hilfswissenschaften), der Numismatik, Diplomatie, Philologie (etwa der Ortsnamenforschung) und der Siedlungsgeographie (etwa der Flurformenkunde). Methodenschwindel und illegale Grenzübertritte will der redliche Forscher vermeiden; er muß aber auch ohne jede Behinderung durch Scheuklappen die Ergebnisse der anderen Wissenschaften in Betracht ziehen. Die strategische Maxime von Helmuth v. Moltke und Walter Schlesinger lautet bekanntlich: »Getrennt marschieren – vereint schlagen«; diesmal sind wir ein gutes Stück gemeinsam marschiert. Schließlich gibt es noch die Gräben zwischen den Nationen; zunächst der an den Ereignissen beteiligten *gentes*, vor allem aber der mit der Erforschung jener Ereignisse beschäftigten Wissenschaftler. Es gab aber auf der Tagung keinen Nationalitätenhader. Das ist nicht selbstverständlich: Nationale Sympathien und Antipathien, Probleme der eigenen Zeit werden allzu leicht in die Vergangenheit projiziert. Auch bei gutem Willen wird Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte nicht ganz *sine ira et studio* erforscht und gelehrt.

Die Geschichte wird immer wieder umgeschrieben – das ist eine bekannte Tatsache. Im Rahmen des Themas machten sich, wie Joachim Werner in der Einführung feststellte, einmal die methodischen Fortschritte geltend, dazu kommt, was man jeweils den »Geist der Zeit« nennt.

Alfons Dopsch hatte sich auf die Methoden und Ergebnisse einer damals noch nicht weit entwickelten Archäologie stützen müssen; ihn traf dann die Kritik von Hans Zeiß.

Es ist aber einzuräumen, daß Dopsch, wie wir hörten, verschiedene Probleme ziemlich klar zu sehen vermochte. Ihm schien für eine Kontinuität antiker Kulturformen notwendig: eine halbwegs intakte römische Zivilisation, Bildungsfähigkeit der Einwanderer, eine (heute in Frage gestellte) Landnahme unter »weitgehender Schonung« bestehender Verhältnisse, das Zurückbleiben wenigstens eines Teiles der Bevölkerung und eine relative Annäherung des beiderseitigen Kulturzustandes. Es sind also im Grunde verschiedene Kontinuitätsfragen, sowohl kulturelle wie ethnische, die aufgeworfen werden. Das Problem der romanischen Bevölkerungskontinuität zeigt sich nunmehr mitunter verknüpft mit der Bemühung und dem Wunsch, auch das eigene Volkstum in dem Lande, das es heute besiedelt, möglichst früh nachzuweisen, also mit der Frage der Autochthonie. Karl Bosl, dem wir grundlegende Erkenntnisse zur Sozialgeschichte des Mittelalters verdanken, bezeichnete in einer 1971 publizierten Bayerischen Geschichte, anknüpfend an eine Stelle der Columbanvita des Jonas von Bobbio (*Boiae, qui nunc Baioarii vocantur*) und an die »Einwanderungsthese« ablehnende Interpretationen archäologischer Grabungen die Baiern als Nachkommen romanisierter keltischer Boier <sup>1)</sup>. Eine keltische, bzw. kelto-romanische Abkunft der Baiern verkündete vor mehr als einem Jahrhundert bereits Matthias Koch, das Echo war wenig freundlich <sup>2)</sup>. Was den Stammesnamen betrifft, so kann man in den *Baiuvarii* einfach Leute aus einem Boierland sehen, so wie die *Angrivarii* von einem »Anger«, der nordwestdeutschen Tiefebene, ihren Stammesnamen bezogen, die *Amsivarii* an der Ems beheimatet waren. Wenn Grabungsbefunde im Sinne einer älteren Siedlung als Hauptgrundlage der Ethnogenese der Baiern, unter möglichster Ausschaltung späterer Einwanderung gedeutet werden, so braucht man bei der betonten Anknüpfung an diese Altsiedlung nicht nur an Keltoromanen zu denken; eher kommen noch nicht romanisierte barbarische *foederati, laeti* und *gentiles* in Betracht. Da diese aber gewiß nur eine Minderheit innerhalb der Provinzialbevölkerung darstellten, ist sehr schwer denkbar, daß sie sich ohne Zuwanderung sprachlich und kulturell durchzusetzen vermochten. Daß der Baiernstamm auch romanische Elemente absorbierte – daran ist allerdings kein Zweifel. Die These von der bairischen Alteingesessenheit erinnert im übrigen an die Auffassung von J. H. Holwerda, daß das Frankenreich nicht durch eine Ausbreitung erobernder Stämme, sondern durch eine Entwicklung innerhalb Galliens entstanden sei <sup>3)</sup>. Diese Auffassung ließ sich aber schon angesichts der Aussagen der schriftlichen Quellen nicht halten.

Auch in Österreich ist in Arbeiten ernst zu nehmender Historiker eine betonte Anknüpfung an keltische oder rätische (bzw. kelto- oder rätoromanische) ethnische Ele-

1) KARL BOSL, Bayerische Geschichte, München 1971, 24.

2) MATTHIAS KOCH, Keltische Forschungen, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften I (1848). – DERS., Über die älteste Bevölkerung Österreichs und Bayerns. Mit einem die ausschweifenden Richtungen in der österr. Geschichtspflege beleuchtenden Anhang, Leipzig 1853.

3) J. H. HOLWERDA, De Franken in Nederland, Oudheidkundige Mededelingen N. R. 5 (1924) 4 ff. Eine kurze Zusammenfassung seiner Thesen gab HOLWERDA im 16. Bericht der römisch-germanischen Kommission (1927) 136 ff.



mente und rechtliche oder politische Traditionen neuerdings sehr fühlbar geworden<sup>4)</sup>. Auch ein angesehener Staatsmann unterstrich die Herkunft der Österreicher von den Kelten. Von deren Nachkommen in der Bretagne, Wales und in Irland droht eben weder Anschluß noch Krieg; die Keltenthese paßt demnach besonders gut zur österreichischen Neutralität.

Wichtig erscheint auch anderes. Die Verbundenheit mit Römern und Kelten ist einmal eine Reaktionserscheinung gegen den allzu betonten Germanenkult vergangener Jahrzehnte, ebenso aber macht sich auch das Kriegs- und Nachkriegserleben geltend. Die Nöte von Kriegswirren heimgesuchter Provincialen stießen, weil man durchaus Vergleichbares zu erleben glaubte, auf Mitgefühl. Man hatte für diese Provincialen eine als aktuell empfundene Sympathie – das war eine der Voraussetzungen für die Renaissance der Vita Severini und einer Severinforschung – aber auch eines Severinkultes am Rande der Wissenschaft.

Friedrich Lotter befaßte sich vielfach mit Severin; für den Vortrag über die historischen Daten zur Endphase römischer Präsenz in Ufernoricum bildete die Severinvita eine Hauptgrundlage. In seinen Aufsätzen, zuletzt in dem Buch »Severinus von Noricum«<sup>5)</sup> vertrat Lotter seine Thesen mit Nachdruck und eingehender Begründung. Zwischen ihm und auf der anderen Seite Friedrich Prinz bzw. Rudolf Noll kam es zu einer Severin-Kontroverse<sup>6)</sup>. Prinz zog sich aus dieser Polemik zurück, daraus schloß man (wohl voreilig), daß er schon recht »verlottert« sei; es bleibt die Auseinandersetzung Lotter-Noll. Friedrich Lotter polemisiert gegen eine »positivistische Auffassung«, gegen die »fable convenue« nacherzählter Extrakte, die den hagiographischen Charakter der Vita Severini verkennen. Die Kontroverse wurde im Vortrag nur höflich kurz erwähnt. Severins Rang und Funktion ist indessen wesentlich für die ganze Situationsbeurteilung. Wir haben es im Grunde mit zwei völlig verschiedenen Personen zu tun; erstens mit dem »Minimal-Severin« Nolls, dem schlichten Mönch, über dessen Herkunft man nichts Wesentliches weiß, über den man nur die Vita hat; zweitens mit dem »Maximal-Severin« Lotters, identisch nicht nur mit dem *vir illustrissimus* der Antonius-Vita des Ennodius (diese Identifizierung scheint recht glaubhaft), sondern auch mit dem Konsul Flavius Severinus, der von 461–481 (oder gar –490?) in Gallien aktiv tätig ist. Hier wirkt die Identifizierung doch höchst fraglich. Friedrich Lotter präsentierte eine legitime Hypothese, derzeit weder strikt nachweisbar noch eindeutig zu widerlegen; schließlich haben

4) BENEDIKT BILGERI, Geschichte Vorarbergs I, Wien-Köln-Graz 1971, 2 ff., 52 ff. – HERMANN BALTL, Österr. Rechtsgeschichte<sup>2</sup>, Graz 1972, 20 ff. – GEORG WAGNER, Anfänge der Staatsbildung Österreichs, Katalog Chronicon Austriae, Wien 1976, XIII f.

5) FRIEDRICH LOTTER, Severinus von Noricum, Legende und historische Wirklichkeit. Untersuchungen zur Phase des Übergangs von spätantiken zu mittelalterlichen Denk- und Lebensformen (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 12) Stuttgart 1976.

6) Vgl. etwa FRIEDRICH PRINZ, Zur Vita Severini, Deutsches Archiv 25 (1969) 531 ff. – RUDOLF NOLL, Die Vita Sancti Severini des Eugippius im Lichte der neueren Forschung, Anzeiger der österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 112 (1975) 61 ff.

sich in der Geschichte schon die unwahrscheinlichsten Dinge ereignet – vielleicht auch im 5. Jahrhundert. Die Ausgangspositionen der beiden Widersacher Noll und Lotter scheinen übrigens verwandt; angesichts fragwürdiger Spekulationen beschloß Noll, sich streng an den Vitentext zu halten, während Lotter die Meinung vertritt, wenn die Fachleute keine weiterreichenden Interpretationen und Auslegungen wagen, dann besorgen dies eben Amateurhistoriker 7).

Was nun die Sachfragen der norischen Kontinuität betrifft, so wurde auf ein West-Ostgefälle hingewiesen; Aussiedlungsmaßnahmen und die ethnische Vielschichtigkeit im Osten Noricums beeinträchtigten hier die Kontinuität. Wichtig scheint aber auch die Schwenkung der Grenzfront. Zunächst verlief diese entlang der Donau; seit der Abtretung der Pannonia I an die Hunnen (433) wird aber die Ostgrenze entscheidend; so sollte es dann auch im frühen Mittelalter bleiben, zur Zeit der karolingischen und ottonischen Marken. Diese sehr wesentliche Änderung der Grenzsituation stellt zweifellos ein Element der Diskontinuität dar 8).

Eine erhebliche Rolle bei Beurteilung der Quellen und der von ihnen vermittelten Tatbestände spielen Fragen der Terminologie. Wenn *oppidum* und *castellum* in der Spätzeit der Donauprovinzen oft dasselbe bedeuten, so wird die Kontinuität der Siedlung gerade im Areal der Militärlager, wie in *Boiotro* (Passau-Innstadt), aber auch weiter im Osten – sehr deutlich in Traismauer und Wien –, von Belang sein. Mir scheinen aber auch *civitas* und *urbs* in der Vita Severini den genannten Termini ziemlich bedeutungsgleich. Ignaz Zibermayr irrt zweifellos, wenn er in einer späteren Quelle (*Passio Haimhramni* c. 5) *urbs* mit Hauptstadt übersetzt 9), daraus den Hauptstadtcharakter von *Lauriacum* erschließt, das in der Vita Severini c. 30 bald *oppidum*, dann *locus, civitas* und *urbs* genannt wird. Verfassungsgeschichtliche Bedeutung hat keiner dieser Ausdrücke. Wenn Eugippius die Hauptstadt meint, dann verwendet er die eindeutige Bezeichnung *metropolis* (c. 21 für Teurnia). Wichtig ist ferner, daß Lotter (in diesem Punkte Noll folgend) *basilica* als Klosterkirche, *ecclesia* als Gemeindekirche übersetzt. Die *provinciales* schließlich sind immer Römer, *provincialis* und *Romanus* werden wohl synonym gebraucht. In der Diskussion wurde die Rolle von Staat und Kirche beim Romanisierungsvorgang behandelt. Sicher ist die Romanisierung durch die administrativen und ökonomischen Maßnahmen und Gegebenheiten des Imperiums eingeleitet worden, die Kirche aber hat sie meines Erachtens vollendet, als der Staat nicht mehr dazu imstande war. Die Zuwendung der Oberschicht in prekärer Situation zur Kirche war dabei von Bedeutung.

7) ISTVÁN BÓNA, *Severiniana*, *Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae* 21 (1973) 28 ff. kann dagegen als weiterer, wertvoller Beitrag zum Thema gelten. Der Autor nimmt etwa eine Mittelstellung zwischen Lotter und Noll ein.

8) So schon MICHAEL MITTERAUER, *Die Anfänge österreichischer Geschichte als Problem*, *Österreich in Geschichte und Literatur* 6 (1962) 105.

9) IGNAZ ZIBERMAYR, *Noricum, Baiern und Österreich* 2, Horn 1956, 98 ff., vgl. hierzu *MIÖG* 66 (1958) 129 ff., insbes. 131 f.



Über die Effizienz der römischen militärischen Widerstandskraft um die Mitte und in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gingen die Meinungen in der Diskussion auseinander. Herr Lotter war geneigt, sie ziemlich hoch einzuschätzen. Er gab eine sehr einleuchtende Interpretation einer Stelle des Panegyricus des Apollinaris Sidonius auf Kaiser Anthemius (Carm. II, 377 ss.); ob es sich aber hier tatsächlich um einen großartigen Erfolg handelte? Es entspricht dem Charakter eines Panegyricus, daß Leistungen »emporgejubelt« werden. Vielleicht kann die Archäologie bei der Datierung von Zerstörungsmerkmalen (Brandschichten) uns auch in dieser Frage weiterhelfen. Für die ökonomische Situation von Zeit und Land, die in der Severinsvita geschildert werden, war offenbar der Typ des Ackerbürgers kennzeichnend, der in einer geschützten, ummauerten Siedlung wohnt, aber in einem größeren Umkreis um diesen Ort Ackerbau und Viehzucht betreibt. Diese Lebensform entsprach sowohl der permanenten Bedrohung wie der Notwendigkeit, sich selbst und mit zeitweiligen Überschüssen auch die Barbarenvölker zu versorgen.

Herr Lotter gab eine großzügige Gesamtschau: Eine solche bedarf in jedem Falle der Kontrolle und eines Korrektivs durch Tiefenbohrungen an bestimmten Objekten, die Ortsgeschichte und Siedlungsarchäologie durchführen können. In unserem Falle besorgte das höchst instruktiv Rainer Christlein. Er arbeitete als Archäologe an dem spätromischen Kastell *Boioduro* (Notitia dignitatum) oder *Boiotro* (Vita s. Severini), Passau-Innstadt, dazu kamen Beobachtungen in *Quintanis* (*Quinzina*, Künzing). *Boiotro* zeigt eine spezifisch pannonisch-norische Kastellform mit Fächertürmen; westlich der norisch-rätischen Provinzgrenze gibt es sie nicht mehr. Brandschichten verkünden die Katastrophe einer Restsiedlung im 5. Jahrhundert. Es gibt aber über diese hinausragende, wenngleich in ihrer Beweiskraft schwer einzuschätzende Kontinuitätszeugnisse: Orts- und Gewässernamen wie *Peichterturm*, *Beiderbach* und *Beiderwies*. Das Grundstück lebte weiter als Rechtsobjekt, ist als solches auch im Katastralplan erkennbar. Katastralpläne überliefern ja mitunter erstaunlich alte Einheiten und Grenzen, wie etwa in Österreich Adalbert Klaar mehrfach zeigen konnte<sup>10)</sup>. Die knapp außerhalb des Kastellbereiches gelegene Kirche St. Severin weist, soweit feststellbar, eine Funktionskontinuität auf. Daraus wird eine physische Kontinuität erschlossen. In *Quintanis* mit seiner Laurentiuskirche erweist sich Eugippius anscheinend als guter Kenner der örtlichen Situation. Dem von ihm genannten Fließchen *Businca* dürfte das Bächlein entsprechen, das heute den Namen Ohe trägt.

In diesem Zusammenhang wäre wohl auch die Frage der Patrozinien als zusätzlicher Kontinuitätsindizien zu betrachten. Ist etwa der Severinskult nicht sekundär von der Kenntnis der Vita abgeleitet? Dazu ein Beispiel aus der Umgebung Wiens. Hier befindet

<sup>10)</sup> Vgl. die Bibliographien der Arbeiten Klaars im Jahrbuch f. Landeskunde v. Niederösterreich 34 (1958–1960) 347 ff., 38 (1968–1970) X f. Über die Bedeutung des Katasters etwa auch KARL LECHNER, Leistungen und Aufgaben siedlungskundlicher Forschung in den österr. Ländern, Ausgewählte Schriften, Wien 1947, insbes. 163 ff.

sich der Ort Sievering. Der Ort (heute zum 19. Wiener Gemeindebezirk gehörig) trägt einen echten *-ing*-Namen, der seit 1114 bezeugt ist. Die Kirche war dem hl. Andreas geweiht; die Ähnlichkeit des Ortsnamens mit dem Namen Severin veranlaßte im 15. Jahrhundert Historiker, dort den Aufenthaltsort Severins anzunehmen, schließlich wurde das Patrozinium in das des heiligen Severin geändert<sup>11)</sup>. Im Falle des hl. Laurentius aber, der örtlich durchaus als Patron ein Kontinuitätszeuge sein kann, ist auf die Laurentiusrenaissance nach der Lechfeldschlacht am Laurentiustag (10. August 955) hinzuweisen. In *Lauriacum*-Lorch ist allerdings das Laurentius-Patrozinium bereits um 900 bezeugt<sup>12)</sup>.

Der Südosten Noricums wurde auf unserer Tagung ebenfalls in einer Kombination von Übersicht und Einzeluntersuchung gewürdigt.

Jaroslav Šašel gab einen von echter Kennerschaft zeugenden Geschichtsabriß des Untergangs der spätantiken Organisationsformen an der nordöstlichen Grenze Italiens. Es geht um das Problem der Kontinuität einer Grenzorganisation in diesem italienisch-norischen Grenzgebiet. Auf die ältere römische, auch allmählich gewachsene und modifizierte Verwaltungs- und Verteidigungseinrichtung folgt die diokletianische bzw. nachdiokletianische Organisation. Es ergeben sich mehrere Fragen: nach dem *Tractus Italiae circa Alpes*, der *Claustra-Zone*, einer Art Militärgrenze, dann nach der »Stadt der Noriker«, die nach Prokop die Langobarden bekamen, dem Friaulischen Dukat; aber man sollte auch die *marca Vinedorum* Fredegars, die karolingische Markenstruktur dieser Region und noch die *Creina marcha* (973) in die Überlegungen einbeziehen. Wieweit bestehen Namens- und Funktionszusammenhänge, wieweit besteht auch eine Realkontinuität zwischen verschiedenen (römischen, gotischen, byzantinischen, langobardischen, fränkischen, aber auch awarischen und slawischen) Grenzorganisationen? Verschiedene Faktoren (geographische, militärische, administrative, ethnische) wirkten geschichtsbildend. Ihr jeweiliges Gewicht und ihre gegenseitigen Durchdringungen sind schwer abzuwägen und noch schwerer voneinander zu trennen. Es ergibt sich darüber hinaus das Problem des Weiterlebens der *civitates* im Alpen- und Donauraum, ihrer Kontinuität in späteren Grafschaften und Gauen; sie war, wenn überhaupt gegeben, gewiß viel geringer als in den Rheinlanden.

Auch anderwärts suchte man nach Belegen für ein strategisches römisches Abwehr- und Befestigungssystem. So nahm F. Jantsch (und vorübergehend auch R. Egger) ein sol-

11) MARTIN VON LEIBITZ, *Senatorium*, Hieronymus Pez, *Script. rer. Austr.* 2, Leipzig 1725, col. 666. – HEINRICH WEIGL, *Hist. Ortsnamenbuch v. Niederösterreich* 6, Wien 1974, 119 Nr. S 331. Das Patrozinium der Pfarre wurde wohl erst im 17. Jahrhundert dem hl. Severin geweiht, doch ist 1431 in der Andreaskirche bereits ein Severinsaltar bezeugt. Vgl. PAUL UIBLEIN, *Geschichte der Altertumsforschung in Österreich*. Diss. Wien 1950, 29 f.

12) Vgl. MAX HEUWIESER, *Traditionen des Hochstifts Passau* (Quellen und Erörterungen zur Bayerischen und Deutschen Geschichte NF 6) München 1930, Nr. 89: *Schenkung des Grafen Gunther 899–902: »ad sanctum Laurentium cuius reliquiae in ecclesia que prope civitatem Lachoria secus murum constructa est, requiescunt«.*



ches im tirolisch-kärntner Grenzraum mit Italien an; hier dürfte es sich aber lediglich um örtliche Zufluchtsorte (»Fluchtburgen«) handeln. Oft sind sie mit Kirchenbauten verbunden <sup>13</sup>).

Nun zur archäologischen Einzeluntersuchung im südöstlichen Noricum. Das Elaborat von Thilo Ulbert wurde von Volker Bierbrauer überzeugend vorgetragen und in der Diskussion vertreten. Es handelt sich um die spätantike Anlage von Vranje (Slowenien), die im Volksmund Ajdovski Gradec (Heidenschloß) genannt wird. Hier findet sich auch eine Kirchenfamilie (wie etwa in Osttirol zu Lavant oder in Kärnten auf dem Hemmaberg bei Globasnitz). Es ergaben sich Fragen: Wozu dient die Kirchengruppe? Wo wohnten die Kirchgänger, zweifellos Romanen? Offenbar nicht nur in Vranje, bzw. in den anderen Orten mit Kirchenfamilien selbst, sondern auch in einem größeren Umkreis. Auch mit der Möglichkeit eines kleinen Monasteriums ist zu rechnen. Die Siedlung von Vranje fand um das Ende des 6. Jahrhunderts tatsächlich beim Slaweneinfall ihren Untergang – andere Beispiele, die angeführt wurden, zeigen, daß aus dieser Tatsache keine verallgemeinernden Schlüsse gezogen werden dürfen. *Teurnia* (St. Peter in Holz, Oberkärnten) hat ein romanisches Gräberfeld, das über das 6. Jahrhundert nicht hinausreicht <sup>14</sup>). Das wird mit der slawischen Einwanderung sowie mit den Kämpfen zwischen Baiern, Slawen und Awaren zusammenhängen. Es ist aber noch später der Flurname »die Laschitz« (»Römer-, Walchengegend«) erhalten, im 10. Jahrhundert auch *Walaha* genannt; das heißt, auch das bairische Element konnte hier noch eine Kontinuität erkennen <sup>15</sup>). Schließlich hat man bei den drei Kirchengründungen, die die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* nennt, mit »ad *Liburniam*« zweifellos *Teurnia* gemeint, damit an die spätantike Kirchensiedlung angeknüpft <sup>16</sup>). Hier war die Kontinuität wohl zeitweilig unterbrochen, aber nicht verschüttet. Kehren wir aber zu Vranje zurück: Am Ort gab es eine Symbiose von Romanen und Langobarden. Die Aussagekraft des archäologischen Materials wurde wohl angezweifelt, sollte aber doch gegeben sein. Zudem finden sich in dem unweit gelegenen Rifnik Belege sowohl der langobardischen wie der einheimischen Bevölkerung, übrigens auch Funde gotischer Provenienz. Eine gewisse Korrektur der literarischen Überlieferung über den Auszug der Langobarden erscheint wohl angebracht. Zerstörungen gab es damals in Vranje offenbar nicht, die Romanen blieben zurück. Das mag anderswo anders gewesen sein; Paulus Diaconus berichtet von Norikern, die mit den Langobarden zogen <sup>17</sup>). Der Wohnplatz Vranje wurde beim Slaweneinfall

13) Vgl. hierzu zusammenfassend HERMANN VETTERS, Das Problem der Kontinuität von der Antike zum Mittelalter in Österreich, *Gymnasium* 76 (1969) 481 ff., insbes. 501.

14) GERNOT PICCOTTINI, Das spätantike Gräberfeld von Teurnia – St. Peter in Holz, *Archiv f. Vaterländische Geschichte und Topographie* 66, Klagenfurt 1976.

15) EBERHARD KRANZMAYER, Ortsnamenbuch von Kärnten I (*Archiv für vaterländ. Geschichte u. Topographie* 50) Klagenfurt 1956, 41, 115 f.

16) *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* c. 5 ed. MILKO KOS, Ljubljana 1936, 150 f.

17) Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* II 26.

aufgegeben, archäologische Hinweise auf frühe slawische Siedlung in der Nähe fehlen. In der Diskussion wurde auf die Methodik archäologischer Untersuchungen eingegangen, insbesondere auch auf die Auswertbarkeit älterer Grabungen, bzw. von Grabungen, deren Kleinfunde noch nicht publiziert sind. Da im übrigen vor allem vom binnennorischen Raum die Rede war, seien hier doch die Arbeiten von Hermann Vettters und Lothar Eckhart genannt, die in Lauriacum in Ufernorikum eine Siedlungskontinuität auch im Bereich der Zivilstadt nachwiesen, während Aemilian Kloiber die fortdauernde Belegung der Gräberfelder, z. T. bis in die karolingische Zeit, zeigen konnte<sup>18)</sup>. Ebenso sei auf die Grabungen auf dem Georgenberg im oberösterreichischen Kremstal mit den einander ergänzenden Ergebnissen an Bauanlagen, Gräberfeld, keramischen Kleinfunden und Fundmünzen verwiesen<sup>19)</sup>.

In einem Gespräch mit Franz Petri verwies dieser auf einen Umstand, den ich das »archäologische Kontinuitätsparadoxon« nennen möchte, daß nämlich die Archäologie die Kontinuität zumeist an Orten sucht, suchen muß und sogar feststellt, wo sie am wenigsten zu finden ist; das hängt natürlich damit zusammen, daß man in bestehenden Siedlungen nur sehr schwer arbeiten kann. Verschiedene Möglichkeiten ergaben sich bekanntlich mehrfach bei der Beseitigung von Bombenschäden oder aber bei der Abtragung alter, baufällig gewordener Gebäude inmitten heute bewohnter Stadtgebiete. In Wien konnte so Hertha Ladenbauer die Existenz einer nachrömischen Restsiedlung feststellen, die eine Brandkatastrophe um 400 überdauerte, wobei insbesondere die Quadermauern einer Therme im Lager Schutz und Zuflucht boten. Hier entwickelte sich schließlich ein Herrenhof als Zentrum eines mittelalterlichen Burgbezirkes<sup>20)</sup>.

Als wir uns der Raetia I zuwandten, geschah das im Rahmen eines Programmes, das bewußt etwas anders gestaltet war als jenes für den norischen Bereich. Für Rätien konnten Querschnitte über das gesamte Territorium nicht nur auf dem historischen Sektor, sondern auch auf dem archäologischen gewagt werden; hier ist eben die Kontinuitätsdichte unvergleichlich größer; dazu kam noch der Beitrag der Namensforschung.

Otto P. Clavadetscher behandelte Churrätien zur Zeit des Überganges von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen, wobei aber nach einem Überblick des historischen Ablaufes auch das Fundmaterial entsprechende Berücksichtigung fand. Unter Theoderich bildete Rätien ein Bollwerk Italiens; was die Frage der Grenze betrifft,

18) Forschungen in Lauriacum, Bd. 1–10 (1953–1975); vgl. zur Grabungsgeschichte HERMANN VETTTERS in Enns-Lauriacum-Lorch, Festschrift, Linz 1962, 90 ff., bzw. in Forschungen in Lauriacum 10 (1975) 11 ff. Vgl. auch LOTHAR ECKHART, Enns-Lorch-Lauriacum 107 ff., ferner Jahrbuch des oberösterreich. Musealvereins 120 (1975) 37 ff., weitere Lit.-Hinweise ebenda, Anm. 1.

19) Tutatio, Die Ausgrabungen auf dem Georgenberg und in Micheldorf. Hrsg. von HERMANN VETTTERS und Mitarbeitern (Der römische Limes in Österreich 28, 1976).

20) HERTHA LADENBAUER, Archäologische Stadtkernforschung in Wien, Jahrbuch des Vereins f. Geschichte der Stadt Wien 21/22 (1965/66) 7 ff.; DIES., Der historische Kienmarkt in Wien, Jahrbuch f. Landeskunde von Niederösterreich, NF 38 (1968/70) 76 ff., DIES., Der Berghof, Wiener Geschichtsbücher 17, Wien-Hamburg 1974.



so ist ihre Beantwortung nicht zuletzt abhängig von der Interpretation eines Fischnamens (*anchorago*); ein Kuriosum – aber methodisch bemerkenswert. Der Geograph von Ravenna nennt den rätselhaften Ort *The(o)doricopolis*, viele Identifizierungsversuche brachten keine überzeugende Lösung, vermutlich handelte es sich um eine ephemäre Benennung, die bei einem Wechsel der politischen Zugehörigkeit des Ortes wieder aufgegeben wurde. Meinungsverschiedenheiten gibt es auch über die Besitzergreifung der Franken (nach 536), ob durch Gewalt oder (eher) durch Vertrag. Das wegen seiner Lage während der Auseinandersetzungen zwischen Franken, Byzantinern und Langobarden auch strategisch wichtige Land wurde unter den Karolingern voll ins Frankenreich eingegliedert. Im Lande vereinigte die einheimische Familie der Victoriden lange die weltliche und geistliche Macht. Das Amt des *praeses* scheint (ungeachtet einer Funktionsänderung und der Durchsetzung der Erblichkeit) auf Kontinuität von der Spätantike her zu deuten, doch blieb das nicht unbestritten. Das Bistum Chur ist seit 843 Mainz zugeordnet; hier ergibt sich eine Parallele zu der schon früher erfolgten Wendung von Säben (Brixen) von Aquileia zu Salzburg; eine gewisse Absonderung des Alpenromanentums von Italien wird durch diesen Wechsel verstärkt worden sein. Wichtig waren die Hinweise des Vortragenden auf wesentliche Kontinuitätsfaktoren verschiedener Art. So auf die (sonst in der Tagung nicht eingehend behandelten) Römerstraßen. Diese spielten auch im norischen Bereich eine erhebliche Rolle, waren diese »Hoch-« oder »Heidenstraßen« doch weiterhin höchst bedeutsam; größere Straßenbauten scheint man in Österreich (wie vermutet wird, mit italienischen Fachleuten) erst im Zusammenhang mit der Erwerbung der Steiermark (1192) und der wachsenden Bedeutung des Handelsweges nach Venedig durchgeführt zu haben <sup>21</sup>). Die besondere Stellung der Raetia I im Frankenreich wird durch die Lex Romana Curiensis (mit ihrem Heiratsverbot zwischen Römern und »Barbaren«) und das auf spätrömische Vorbilder zurückgehende rätische Urkundenwesen noch betont. Zum letztgenannten sei erwähnt, daß es dazu im bairischen Raum eine einsame Parallele im Rottachgau-Fragment gibt, wohl ein isoliertes Relikt einer einfachen einheimischen romanischen Urkundentradition, keine Entlehnung aus Churrätien <sup>22</sup>). Insgesamt zeigt die Raetia Curiensis im sprachlich-kulturellen ebenso wie im politisch-administrativen Bereich eindrucksvolle Belege der Kontinuität, die hier die Dominante bildet, während sie in Noricum eher in örtlichen Restbeständen nachweisbar erscheint.

Gudrun Schneider-Schnekenburger sprach über die Raetia I im 4.–8. Jahrhundert auf Grund der Grabfunde. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Gräberfeld von Bo-

21) Vgl. PETER CSENDES, Die Straßen Niederösterreichs im Früh- und Hochmittelalter (Dissertation der Universität Wien 33) Wien 1969, 105 f., 242 ff.

22) HEINRICH FICHTENAU, Das Urkundenwesen in Österreich vom 8. bis zum frühen 13. Jahrhundert, MIOG Erg.-Bd. 23 (1971) 12 ff., DERS., Bayerns älteste Urkunden, in: Gesellschaft, Kultur, Literatur, Festschrift f. Luitpold Wallach (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 11) 1976, 179 ff.

naduz, das in dieser Zeit kontinuierlich belegt erscheint, gewidmet. Was die Größenordnung betrifft, so sprechen die 720 erschlossenen Bestattungen, verglichen etwa mit den 41 von Vranje, für sich. Die Bestattungen sind zweifellos durchgehend der einheimischen romanischen Bevölkerung zuzuschreiben; eine Änderung der Beigaben- und Bestattungssitten um 400 ist auf die Christianisierung, nicht auf einen Wechsel der nationalen Struktur der Bevölkerung zurückzuführen. Es war allerdings auch das Problem alemannischer Einwirkungen zu erörtern, die vielleicht bei der Rückkehr zu einfachen Beigaben zur Geltung kamen. Die südlichsten echt alemannischen Gräber in diesem Raum sind aber nach dem jetzigen Stande der Forschung jene von Schaan und Eschen (in Liechtenstein). In der Diskussion zu diesem und dem vorhergehenden Referat wurde auch das Schicksal der von Chlodowech vertriebenen Alemannen, die Theoderich aufnahm, erörtert. Man nimmt derzeit u. a. an, daß sie im vorarlbergischen Unterland (Rheingau) Zuflucht fanden<sup>23</sup>). Frau Schneider referierte vor allem über Grabfunde, die ausgezeichnet interpretiert wurden; was fehlt, sind im allgemeinen (wenn wir von Sakralgebäuden absehen) die Siedlungsfunde. Wenden wir uns den Problemen der Akkulturation zu, so ergibt sich auch aus archäologischer Sicht klar die Widerstandsfähigkeit eines politisch, sprachlich und kulturell autonomen Bereiches.

Hans Rudolf Sennhauser präsentierte archäologisch-kunstgeschichtliche Betrachtungen über die spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen Churrätens. Er konnte auf die imponierende Konstanz der Typen wie der Einzelformen und der Proportionen verweisen. Auch Kontinuität der Standorte sakraler Gebäude über die Jahrhunderte hinweg ist gegeben; gelegentliche engräumige Verlegungen bedeuten keine Unterbrechung der kirchlichen Organisation. Im einzelnen waren insbesondere die Ausführungen des Vortragenden über die Zwei- und Dreiapsidensaalkirchen zu beachten, in der Gesamtschau die Feststellungen über die Zugehörigkeit zu einer Kulturprovinz mit dem Zentrum Aquileia. Es wurde auch zu den die archäologischen Befunde ergänzenden Angaben schriftlicher Quellen Stellung genommen, es geht um terminologische Klärungen (etwa betr. *memoria, parva cellula, oratorium, capella, crypta*). Auch die Bedeutung der Patrozinien zur Altersbestimmung und Einordnung in einen größeren kirchengeographischen Rahmen ist zu berücksichtigen. In der Diskussion gab Hilde Claussen wesentliche Aufschlüsse über die Bedeutung der »ambrosianischen Heiligen« und ihrer Reliquien für Italien, Rätien und Gallien<sup>24</sup>). Nach dem ersten Auftreten der Patrone kommt es dann später mitunter zu Renaissance ihrer Verehrung. Martin war etwa der Patron des fränkischen Sieges über die Goten, später der Araberabwehr. In Bayern kann ein Martinspatrozinium im 8. Jahrhundert fränkische Orientierung des adeligen Eigenkirchenherrn an-

23) BILGERI, Geschichte Vorarlbergs I, 38 ff.

24) Hilde Claussen verwies auf PRO PASCHINI, Memorie Storiche Forogiuliesi 7 (1911) 9 ff. – HIPPOLYTE DELEHAYE, Les origines du culte des martyrs, Subsidia hagiographica<sup>2</sup>, Brüssel 1930. – RUDOLF EGGER, Der heilige Hermagoras, eine kritische Untersuchung 1, Carinthia I 134/135 (1947) 16 ff.



deuten. Für Rätien ist aber offensichtlich schon der ambrosianische Auftakt der Reliquienverehrung, der sich in Patrozinien spiegelt, von entscheidender Bedeutung.

Die notwendige philologische Ergänzung unserer historisch-archäologischen Betrachtungen verdanken wir Stefan Sonderegger und seinen Ausführungen über die Siedlungsverhältnisse Churrätien im Lichte der Namensforschung. Auf die Frage der rätischen, stammesmäßigen Substrate vermag ich nicht einzugehen, auch zu dem Problem, wieweit dieses Substrat und spätere, allfällige ethnische Superstrate zur Eigenart der rätoromanisch-ladinisch-friaulischen Sprachgruppen, die ja dem Provençalischen näherstehen als dem Französischen oder Italienischen, beigetragen haben, wage ich nichts zu sagen. Die Sprachwissenschaft ist jedenfalls imstande, keltische und rätische Namen von einander zu scheiden. Zu diesen kam ein römisch-lateinisches Namenmaterial, schließlich ein alemannisch-bairisches. Daß der Kirchenstaat in Churrätien dem romanischen Element auch sprachlich einen Rückhalt zu geben vermochte, versteht sich. Dennoch verlor das Romanentum an Boden; es kam örtlich zum Sprachwechsel. Die Linguistik ist heute in der Lage, diese Veränderungen ungefähr zu datieren und daraus Schlüsse auf die allmähliche Ausgliederung von Sprachgrenzen zu ziehen. Wieweit ein Sprachwechsel allerdings einem Siedlungsvorgang entsprechen kann oder aber einer Assimilierung altansässiger Bevölkerung, bedarf weiterer Untersuchungen. In Referat und Diskussion war unter anderem auch von den Walchennamen die Rede, die Fremdbenennungen der Romanen durch den deutschen Nachbarn darstellen und eine Grenz-, Ausnahms- oder Rückzugssituation kennzeichnen. In Österreich sind etwa Wals bei Salzburg (790 noch »*vicus Romaniscus*«), ferner Seewalchen, Straßwalchen, dann der Walgau in Vorarlberg zu nennen. Bei Personennamen wie Wala oder Walahfried ist es in der Regel aber wohl zu weitgehend, vom Namen auf die Nationalität oder auch nur auf die Abkunft des Trägers Schlüsse zu ziehen.

Im bairischen Bereich kam es an Stelle der für Churrätien lange charakteristischen Separation früher oder später zur Integration der Provincialromanen. Heiraten zwischen romanischen und bairischen Familien waren offenbar nicht selten. Die *genealogia Albina* romanischer Herkunft hatte engste Beziehungen zur Salzburger Kirche und zu den agilolfingischen Herzögen<sup>25</sup>). Ganz reibungslos war das Verhältnis der Volksgruppen zueinander aber nicht. Wenn der Verfasser des Kasseler Glossars in schlechtem Latein und gutem Bairisch sagt: »*Stulti sunt Romani, sapienti sunt Paioari – tole sint Walha, spabe sint Paigira*« (Dumm sind die Welschen, gescheit sind die Baiern), so mag man mit Paul Kirn daran zweifeln, ob der Autor selbst ein hervorragender Vertreter der *sapientia* war<sup>26</sup>), Quellenwert kann man seiner Aussage aber kaum absprechen.

25) Vgl. hierzu etwa HERWIG WOLFRAM, Grenze und Mission. Salzburg vom hl. Rupert zum hl. Virgil. Mitt. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde 115 (1975) 62 ff.

26) PAUL KIRN, Aus der Frühzeit des Nationalgefühls, Leipzig 1943, 39 Anm. 3. Edition: ELIAS STEINMEYER – EDUARD SIEVERS, Althochdeutsche Glossen 3, 13.

Die Untersuchung des Namengutes, der Personen- und besonders der Ortsnamen ist naturgemäß auch im norischen Raum stets ein Forschungsdesiderat gewesen. Nunmehr liegen mehrere wesentliche Arbeiten vor. Es sind neben den romanischen und germanischen Namen selbstverständlich auch das slawische sowie das in Spuren feststellbare awarische (vielleicht sogar hunnische) Namenmaterial zu berücksichtigen. Es ergibt sich dabei u. a. die Frage, ob etwa im Osten Noricums ein antiker Ortsname direkt oder durch slawische Vermittlung in die deutsche Sprache übernommen wurde, etwa im Falle der keltolateinischen Form *Vedunia*, auf die nach Kranzmayer der Namen Wiens zurückgeht<sup>27)</sup>. Im übrigen wird kaum bestritten werden, daß die Kontinuitätsforschung eine Kombination recht verschiedenartigen Quellenmaterials und damit eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert.

Probleme der Kontinuität der antiken römischen (bzw. rätoromanischen oder keltoromanischen) Kultur und ihrer Erscheinungsformen bildeten den Hauptinhalt unserer Tagung. Wieweit vermochten wir diese Probleme zu berücksichtigen? Vermutlich erleichtert eine Aufgliederung nach Sachgebieten einen Überblick:

1) Das Fortleben einer römisch-romanischen Bevölkerung wurde in bezug auf Churrätien ausführlicher, für den norischen Bereich kürzer gewürdigt. Eine stärkere Berücksichtigung der »*Austria Romana*« hätte ergänzendes Material geboten.

2) Auf die Fortdauer (und Umformung) von Siedlungsnamen und Siedlungsformen wurde mehrfach verwiesen; naturgemäß kann im Rahmen einer Tagung diese Materie in der Regel nur exemplarisch gewürdigt werden. Das archäologische Material gab, wie nicht anders zu erwarten, mehr über Gräberfelder, Sakralbauten und Befestigungen als über offene Siedlungen Auskunft.

3) Vielleicht ließe sich in stärkerem Maße das Fortleben antiker Flurformen (im norischen Bereich Zenturienflur in Lorch, sonst in den Ostalpen eher die kleinere Quadraflur) berücksichtigen.

4) Es erhebt sich die Frage, wie weit auch die Fortdauer römischer oder römisch vermittelter landwirtschaftlicher Betriebsformen (Weinbau, Almwirtschaft, ev. auch Bienenzucht) in die Thematik derartiger Tagungen einzubeziehen wäre.

5) Dasselbe gilt für die römischen Straßen, auf deren Weiterverwendung und fortwirkende Bedeutung aber hingewiesen wurde.

6) Als Merkmale einer ziemlich ungebrochenen Kontinuität gelten mit Recht Belege für die Fortdauer weltlicher und kirchlicher Verwaltungseinheiten und ihrer Grenzen. In Churrätien klar greifbar, ist diese Art der Kontinuität in Noricum nicht überzeugend nachzuweisen.

27) EBERHARD KRANZMAYER, Herkunft und Geschichte der Namen Wiens, *Unsere Heimat* 23 (1952) 68 ff., 129 ff. – WILHELM BRANDENSTEIN, Die Namen Vindobona und Wien, *Wiener Geschichtsblätter* 15 (1960) 165 ff.



7) Eine erhebliche Zahl von Urkunden belegt im churrätischen Raum (bis hinein nach Vorarlberg) das Weiterwirken der spätrömischen Urkundentradition; im bairischen Bereich hebt sich das frühmittelalterliche Urkundenwesen von dieser im allgemeinen noch deutlich ab. In der Tagung blieben diese Fragen nicht außer acht, bildeten aber keinen zentralen Themenbereich.

8) Neben den Siedlungsfragen und zumeist in engem Zusammenhang mit diesen stand die Kontinuität vom spätantiken zum mittelalterlichen Christentum, die Fortdauer von Kirche und Kult mehrfach zur Diskussion, wobei historische und archäologische Argumentationen zusammenwirken konnten. Auch hier war ein – keineswegs gleichmäßiges – West-Ostgefälle der Kontinuitätsdichte unverkennbar.

Gewiß bot das spätantike Christentum auch im Ostalpenraum zukunftssträchtige örtliche Rückhaltstellungen und Ausgangspositionen dar, aber es war ein mächtiger Impuls von Franken, Iren und Angelsachsen, eine nachhaltige Unterstützung fränkischer Könige und Hausmeier notwendig, um neuerdings weit auszugreifen. Jedenfalls aber verdienen jene Menschen den Dank späterer Generationen, die es verstanden, in einer umkämpften Zeit auszuhalten, für die Bewahrung altüberkommener Kulturwerte, aber auch fruchtbarer jüngerer Schöpfungen zu sorgen, oft in sehr bedrängten Verhältnissen, mit bescheidenen technischen Mitteln, inmitten der Nöte eines schweren Alltags.